

St. Josefs Gärtchen



Durch den heiligen Joseph.

Von Elisabeth Düter.

In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts ist es gewesen. Da herrschte in der jungen Ordensniederlassung der Barmherzigen Schwestern in Göttingen große Not; denn die Binsen für das jüngst angekaufte Haus mußten bezahlt werden; und es war kein Geld im Hause, selbst nicht, um die nötigsten Wintereinkäufe an Kohlen und Kartoffeln für das Klösterchen zu machen. Die wenigen Einnahmen durch die Kochlehrlinge, Pensionäre und Warteschulkindern hatten nicht ausgereicht, um noch Gold zu ersparen, sondern hatten nur die laufenden Auslagen gedeckt.

Die Oberin ging mit schwerem Herzen, das die Sorgen ganz darniederdrückten, umher. Endlich sagte sie den kleinen, ihrer Obhut anvertrauten Ordensgemeinde von ihrem Kummer und begann jogleich mit den wenigen Schwestern eine neuntägige Andacht zum heiligen Joseph zu halten um Rettung aus der Not.

Die Tage gingen hin, ohne daß sich irgend etwas Besonderes ereignet hätte. Der letzte Tag der Andacht war gekommen; er ging zu Ende wie auch die Novene, welcher alle Schwestern mit großer Inbrunst und innigem Vertrauen beigewohnt hatten.

Schon war das gemeinsame Abendgebet gesprochen, die Schwestern zur Ruhe gegangen; und als letzte trat die Oberin aus dem trauten Hauskapellchen, wo sie noch einmal dem Herzen Jesu all ihre Not gestagt und sich in den Willen Gottes ergeben hatte. Nun wollte sie sich zur Ruhe begeben, als es plötzlich an der Pforte schellte, obwohl es schon bald 10 Uhr war.

„Es wird wohl noch eine Nachwache gewünscht“, dachte die Oberin und öffnete die Haustür.

Da stand zu ihrer Überraschung ein altes Fräulein aus der Nachbarschaft draußen, nur in ein Umschlagtuch gehüllt, und spricht:

„Ach, Schwestern Oberin, es ist freilich schon spät, aber ich muß Sie doch notwendig heute noch sprechen, sonst habe ich wieder keine Nachtruhe.“

Die Oberin geht mit dem alten Fräulein, das sie recht gut kennt, als eine fromme, reiche Jungfer, welche mit ihrer ebenso alten Schwestern in dem Städtchen, unweit des Klösterchens wohnt, in das Sprechzimmer. Hier zündet sie gleich Licht an und setzt sich dem erregt scheinenden Besuch gegenüber.

„Ich bringe Ihnen hier etwas“, sagte das alte Fräulein, indem es unter dem Tuche ein Päckchen hervorzieht, aus welchem eine Anzahl Hundertmarkscheine zum Vorschein kommen.

„Der hl. Joseph will es so haben“, fährt das Fräulein fort. „Denken Sie nur, Schwestern Oberin! Schon zweimal ist mir in der Nacht der hl. Joseph im Traume erschienen und hat zu mir gesprochen: „Bringe das

Geld den Barmherzigen Schwestern!“ Es ist dieses Geld, welches wir gerade erhalten haben für unser verkaufstes Kartoffelland. Und wir wollten es nun zum 1. Oktober auf die Sparkasse bringen. Aber der hl. Joseph hat mir befohlen, es hierher zu bringen. Nun läßt es mir keine Ruhe mehr, und ich fürchte mich, daß der hl. Joseph diese Nacht wieder kommt. Den ganzen Tag wußte ich von innerer Unruhe nirgends zu bleiben. Und meine Schwestern redete mir auch zu, es Ihnen zu bringen. Hier ist das Geld. Nun bin ich meine Last los“, schloß das erregte alte Fräulein.

„Und wie sind mit einem Male aller Sorgen ledig. Dank sei dem lieben Gott, der uns auf die Fürbitte des hl. Joseph so kräftig geholfen hat“, rief die Oberin, die die Tränen über die Wangen rollten vor Rührung und Dankesfreude.

Dann erst erzählte sie der alten Dame von ihrer Sorge und Not und von der neuntägigen Andacht, welche gerade heute zu Ende gewesen sei.

Aber: „Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.“ Auch die Not des Klösterchens war gehoben. Die Binsen konnten bezahlt werden, Wintereinkäufe wurden gemacht und ein schönes Stück Land gekauft, wo im Frühjahr Kartoffeln gepflanzt werden sollen.

Gott und dem hl. Joseph wurde innigst gedankt und ihm seitdem mit um so festrem Vertrauen alle Sorge der jungen Niederlassung anvertraut. Ist ja doch der hl. Joseph so recht der Patron der Haushaltungsstände und die Sorge für fremdes Wohl und Wehe ihm verständlich.

Den beiden wohltätigen alten Damen, die einen Teil ihres Vermögens so glücklich bei dem hl. Joseph auf Binsen anlegten, ging es noch lange gut. Sie verlebten ihre letzten Erdentage im Klösterchen unter der liebevollen, dankbaren Pflege der Schwestern, denen sie testamentarisch ihr Vermögen vermachten, wie sich nach ihrem Tode zeigte.

Diese kleine Begebenheit hat die Oberin, welche nun schon in der Ewigkeit weilt, oftmals erzählt, stets voll dankbarer Erinnerung an die wunderbare Hilfe des hl. Joseph.

Die Wunderwiese.

Von J. Schrönghamer-Heimdal.

Meines Vater Sohn ist einmal dazugekommen, an einer Wiese ein Wunder zu wirken, das sich jetzt noch in jedem Sommer erneuert, obwohl manches Jährlein inzwischen in den Schoß der Zeiten gepilgert. Wer also an besagtes Wiesenwunder nicht glauben will, der mag sich zur Sommerszeit an Ort und Stelle überzeugen und meines Vaters Ebenwiese hinter meinem Heimatdorflein besichtigen. Damit aber jedermann das Wunder

recht begreife, muß ich vorausschicken, daß diese Ebenwiese vordem nur eine verwahrloste Heide war. Wie diese Heide zur Wiese wurde und wie dieses Wiesenwunder geschah, will ich getreulich erzählen.

Das Jahr, in dem sich dieses Wunder begab, war überhaupt reich an großen Begebenissen; im Leben meines Vaters Sohnes war es ein „Markstein“, wie sich der greise Studienrektor so schön ausdrückte, als er uns scheidenden Studentlein die Abschiedsrede hielt: „Ziehet hin, die Welt steht euch offen, das reiche, volle Leben winkt. Frei von den Rüxeln und Fesseln der Studienjahre am Gymnasium freudenzt euch die Zukunft den Wein des Wissens, den Becher der Freiheit, den Krafttrunk der Männlichkeit. Dieser heutige Tag wird einen Markstein in eurem Leben bilden, einen Markstein sage ich.“

Und dann zogen wir hin in das Leben, das uns offen stand. Wir schwangen die bunten Mützen oder trugen sie gek auf dem Kopf, die Brust schmückte das rot-weiße Band, und am Leibtäschlein baumelte der Bierzipfel. Und das Herz war uns zum Zerpringen voll vor Glück und Seligkeit. Wir durften von diesem Augenblick an in das nächstbeste Wirtshaus gehen und den Krafttrank der Männlichkeit trinken, wie wir wollten; wenige Stunden vorher hätte uns ja ein Wirtshausbesuch noch eine Rektoratsstrafe eingerungen. Ja, dieser Besuch war wirklich ein Markstein, und das Leben stand uns offen.

Und jeder wußte schon ein Weglein in dieses lockende Leben. Den einen zog es an den Gardasee, den andern nach Helgoland, ein Dritter durfte das heilige Rom schauen, von dem wir in der Geschichte so viel Rühmliches gelernt hatten. Jeder durfte als Lohn für neunjährige Studienmühsal und endlichen Erfolg eine Reise machen nach Herzenslust. Auch meines Vaters Sohn hatte eine solche Sommerreise im Sinne, in das Land der Edda, zum Göttaelf und zu den Darlekarliern droben im hohen Norden; aber er wagte aus gewissen Gründen nicht einstlich darüber nachzudenken. Diese Gründe wurden immer gewichtiger, je näher ich meinem Heimatdorflein kam.

War das ein Geschau, als ich mit der bunten Mütze durchs Dorflein zog! Die Hühner ließen gackerrid zur Seite, manch ein Gockel gaffte mich zornig an, und der Stier auf der Lembergerweide stellte den Schweif kerzenstein in die Höhe und stürmte steifnackig auf meine rote Mütze los, er hätte mich sicher aufgespießt, wenn er über den hohen Baum gekommen hätte. Was wußten die guten Tiere von der Bedeutung dieses Tages, der ein Markstein in meinem Leben war? Wußten's ja nicht einmal die Leute. Nein Wunder! War ich doch der erste Dörfler überhaupt, der mit roter Mütze und buntem Band über den Anger trabte. Es gab kein Beispiel und keinen Vergleich aus der Vergangenheit, und so wußten sie sich meine Farbenzier nicht zu deuten. Die einen meinten, ich sei närrisch geworden wie mein Vetter Heinrich, die anderen rieten, ich hätte wohl einen Posten bei der Eisenbahn bekommen, wieder andere meinten, ich wäre „ausgesprungen“, und mit dem Geistlichwerden wär's nun endgültig vorbei.

Ich lief in die Stube, wo die Meinen schon versammelt waren, weil sie mich über das Schwendbüchel her schon hatten kommen sehen, und legte das Zeugnis auf den Tisch. Sie lobten mich recht, und die Mutter machte mir gleich ein Tierschmalz. Der Vater holte eine Spezialte aus der Räucherkammer, die er eigens für mein Chrenraq aufgehoben hatte, und die Dirnlein musterten die Mütze, das Band und den Bierzipfel.

Nach dem Essen mußte ich mit Vater ins Brauhaus gehen, da war der Pfarrer und der Läger, der Posthalter und der Aufschläger. Die wußten meine Mühe schon zu würdigen, und der Pfarrer sagte, so ein gutes Zeugnis wie das meine hätte er noch von keinem Absolventen gesehen.

Auf dem Heimweg war mein Vater recht glücklich, und ich dachte schon: vielleicht wird's doch was mit dem Land der Edda, mit dem Göttaelf und den Darlekarliern im Norden droben. Da sagte mein Vater, als er riet er meine Gedanken: „Gelt, jetzt bräuchtest halt ein Geld?“

Ich nickte nur.

„Ja“, sagte er nach einer Weile, „wenn ich's hätte, wie ich's nicht habe, gern — soviel du möchtest.“

„Muß ja nicht sein, Vater“ sagte ich, denn ich sah, wie hart es ihm ankam, mir diesen Wunsch abschlagen zu müssen. „Haben andere auch feins und geht auch,“ füge ich zu seinem und meinem Troste bei. —

Am andern Morgen hängte ich Zipfel, Band und Mütze an die Wand, wo sie heute noch hängen, suchte meine alte Ferienhose und den Strohhut vom Vorjahr und setzte mich mit meinen Leuten zur Suppe. Nach dem Essen nahm ich Axt, Breithaxe und Wurzelhacke auf die Schulter und schickte mich zur Arbeit.

„Wo gehst denn hin?“ fragte die Mutter.

„In die Eben hinter, ins Wunderwirken . . .“ sagte ich, und bog schon um die Ecke.

Auf der Ebenwiese hieb ich gleich einem verwachsenen Ameisenhaufen den Kopf ab; das war der Anfang des Wunders.

Ich wußte selbst noch nicht, was ich eigentlich wollte. Arbeiten, mühen und müde werden, das hatte ich als Sicherer im Sinn. Als ich aber über die Ebenwiese hinauf, warb ich mir gleich eines schönen Zweckes bewußt. Die Ebenwiese starre von Steinen und Brombeerbüschchen, Wachholderstauden, Maulwurfskügel und Bürstlingecken, und der spärliche Graswuchs war von hohem Heidekraut überwuchert. Ich trugte in die Fäuste und fällte zum zweitenmal eine alte Wachholderin, die ich sogleich auf einem Bürstlingsrasen verbannte. Eine Stunde um die andere ranna ich an, fällte sie und warf sie ins Feuer. Ich kam mir vor wie ein Reuter der Siedelzeit, als die Ebenwiese noch Wald war und die Dörfler noch mit Wölfen und Bären rangen. Wölfe und Bären gab es zwar nicht mehr in den weiten Wäldern rings um die Ebenwiese, aber die Wipfel raunten noch wie damals und dieses Wipfelrauschen und hohe Brausen nahm ich für die Weisheit der Edda, deren Heimland mir nicht zu schauen vergönnt war.

Im Talgrund rann die Röhrnach. Das ist der Göttaelf, dachte ich mir.

In den Wäldern am Eichenberg und am Eisenstein zogen weißblaue Rauchfahnen von den Holzfeuern zu Höhen. Und ich dachte weiter: In diesen Wäldern haujen die Darlekarlier.

So hatte ich alles, was ich wollte; das Mutterland der Edda, den Göttaelf und die Darlekarlier, wenn auch nicht wirklich, so doch in der Einbildung. Und die ist oft besser als die Wirklichkeit. Warum hören denn die Liebesgeschichten immer dann auf, wenn sich der Held und die Heldin bekommen haben? Etwa deshalb, weil dann nichts Schönes mehr kommt? Und ist nicht jede Erfüllung auch immer das Grab einer Hoffnung? Vielleicht war der Röhrnerbach gerade so schön wie der Göttaelf; und die Holzhauer am Eichenberg waren vielleicht

ebenso sehenswert wie die Darlekarlier da oben im Nordland.

Das eine war mir gewiß: meine schöne Einbildung kostete mir keinen roten Heller, und ich konnte mir alles so herrlich ausmalen, als ich nur wollte. Wer hatte mir etwas einzureden? Was hatte unser Studienrektor vor ein paar Tagen vom „Becher der Freiheit“ gesagt? Vor das nicht schon ein Tröpsem vom „Wein des Wissens“?

Wieder warf ich einen Wacholder ins glühende Feuer, daß die Flammen frisch ausprasselten und die Rauh schwaden wie ein Wolkenbruch über die Eben wallten. Ich stülpte die Ärmel auf und riß einen Stein aus dem Rogen; in das Loch stürzte ich einen Maulwurfskügel und trat die Erde seit. Wo ein Stein bei Stauden lag oder aus dem Bürstling lugte, nahm ich ihn auf oder riß ihn aus und trug ihn zur Marktsiede; dort schickte ich sie zum Walle, der meine Wunderwiese umfrieden sollte.

Vom Böhmwiegel hernieder rann ein Wässerlein zu meiner Eben, daß sie weithin versumpfte, weil es den Becher „der Freiheit“ und die „offenen Türen der Welt“ nicht recht zu brauchen wußte, so daß es richtig „versumpfte“. Ich hieb mit der Breithau am Steinwall entlang einen Graben, und das Wässerlein wälzte sich gleich wohlig darin. Wie willig war es! Es folgte jedem Spatenstiel und lief mir nach bis zum Heiderasen, in den ich seinen Lauf endlich lenkte.

So verging mir der erste Feiertag, so der zweite, der dritte; so vergingen mir sieben Wochen. Und ein Tag war wie der andere.

Wohl stand ich manchmal auf die Breithau getröst und betrachtet: die blutigen Schwelen in den Handflächen und jamm an die Freunde, die jetzt am Gardasee, an der Riviera oder im ewigen Rom das väterliche Geld verputzten. Ha, was würden sie sagen, wenn sie mich hier bei solcher Arbeit sahen in dem Zustand unseres Urvaters Adam, aber nicht im Paradiese, sondern nach dem Sündenfalle: „Im Schweiße deines Angesichtes . . .“! Wohl zweifelte ich manchmal selbst am Gelingen meines Wunders; denn die Eben war groß und der Stein, der Maulwurfskügel und Stauden gab es unzählige darauf. Aber wie hieß es? „Sauere Wochen — frohe Feste!“ Dann schob ich den Hut wieder ins Genick, warf einen Blick zum Götzen in den Talgrund und einen zu den Feuern der Darlekarlier am Eschenberg, spuckte in die Fauste und schwang die Hände in den dünnen Bürstling, während in den Wipfeln der Wälder rings die Geheimnis der heiligen Götter schauerten.

Bei den Dörtern nahm die Meinung überhand, ich könne richtig meinem Vetter Heinrich nachgeraten, weil nur ein Narr den Kampf gegen Bürstlingsbänke und Steinböden, gegen Wurzelstücke und Staudenwerk aufnehmen könnte.

Aber am 49. Tage war das Werk getan. Die Ebenwiese war jetzt wirklich eben und eine Wiese. An diesem Tage begab es sich, daß mich der Briefträger suchte. Weil ich nicht daheim war, begab er sich zu mir auf die Ebenwiese; denn er hatte etwas zum Unterschreiben. Es war eine Postanweisung. Ich hatte nämlich an den Abenden, wenn ich nicht arbeitete, Gedichte gemacht und fortgeschickt; und für diese Gedichte erhielt ich so viel Geld, daß ich die Reise nach Norden leicht hätte machen können.

Wer war glücklicher als ich?

Der Postbote staunte über mein Siebenwochenwerk hin und sagte: „Da wenn jetzt Kunstdünger darauf läme,

das müßte eine Wiese werden wie . . . wie ein Wunder . . .“

So ging ich am fünfzigsten Tage wieder nicht zu den Darlekarliern, sondern zum Handelsmann und kaufte für das erste selbstverdiente Geld, mein erstes Dichterhonorar — Kunstdünger, lauter Thomasmehl. Und an einem Nebeltag ging ich wie der gute Sämann über die Ebenwiese und säte den schweren, schwarzen Dünger. Und wartete auf das Wunder.

Und das Wunder geschah.

Aber nicht mehr in diesem Jahre, denn es war schon Herbst und keine Zeit mehr zum Grünen und Blühen. Es wurde ein Pfingstwunder.

Als ich im nächsten Jahre zur Sommersonne wende wieder heimkam, war mein erster Gang zur Ebenwiese. Und was ich da sah, überwältigte mich, daß ich vor Entzücken fast weinte. Mit der Ebenwiese war wirklich ein Wunder geschehen. Die ganze weite Fläche, auf der sich vor Jahresfrist noch Bürstling und Hederich um den Borrang stritten, wogte und wallte in lauter Klee. Rottklee, Goldklee und Weißklee drängten sich in hohen, weiten Wuchten über die ganze Wiese hin, obwohl kein einziges Kleeblümlein gesät wurde. Das war wirklich ein Wunder! Woher kam doch der Klee, der schöne, blütenstrotzende Klee?

Es kam wie alles Gute und Schöne in der Welt. Unzählige Sämlinge fliegen in Lüften und lassen sich sinkend zur Erde nieder. Wo der Boden bereitet ist, gehen sie auf und gedeihen; wo das Erdreich dürr und geizig ist, verkümmern sie und gehen zugrunde. So ist es mit den Menschen und so mit den Wiesen.

Dauchzend warf ich mich zur Erde und sah das Wiesenwunder und hörte das Summen der unzähligen Immen, die mit goldenen Honigklümphen von Blüte zu Blüte plasterten.

Es war wirklich ein Wunder: Aus der schlechtesten Wiese meines Vaters war seine beste geworden. Warum? Weil er nicht soviel Geld hatte, mich auf die Lustreise zu den Darlekarliern zu schicken. Dafür kann er jetzt, durch den vielfachen Mehrertrag der Ebenwiese, einige Deckslein mehr füttern denn früher, und das macht alljährlich ein schönes Tümmchen. Das ist zwar nicht die Hauptfache, aber man muß heutzutage auch mit solchen Dingen rechnen.

Mir erfüllt sich das Wiesenwunder mit jedem Jahre neu. Jedes Jahr um die Sonnenwendezeit liege ich ein Stündlein oder mehr bei der Eben hinten und lasse mir die Wundergeschichte von den fleißigen Bienen wieder erzählen. Nur in den letzten Jahren konnte ich, durch den Krieg ferngehalten, nicht zu meiner Wunderwiese kommen. Aber ich habe doch in Treuen an sie gedacht und nun diesen Bericht zu bleibendem Gedächtnis niedergeschrieben. Vielleicht gefällt er auch anderen Leuten, weil es ja doch eine recht seltsame und deutungsreiche Geschichte ist. Und was das beste ist: wahr ist sie auch Wort für Wort, nicht bloß erdacht und eingebildet, etwa so wie ich mir den Röhrnerbach, Götzen und die Holzer am Eschenbach als Darlekarlier einbildete, weil mein Vater kein Geld hatte. Die Wiese ist heute noch so wie im ersten Wunderjahr; ist nicht viel schlechter geworden, wovon sich man möglicher überzeugen kann. Es soll ja überall so sein auf der Welt: Wo das Unkraut einmal gründlich, mit Stumpf und Stiel, ausgerottet ist, gedeiht das Gute von selbst und bleibt immerdar, wenn man ihm nur ein wenig nachhilft.